VIER HERAUSFORDERUNGEN DER TRANSZENDENTALEN PHÄNOMENOLOGIE

Alexander Schnell (Bergische Universität Wuppertal/ITP)

© Copyright September 2026 – Alle Inhalte dieses Dokuments sind urheberrechtlich geschützt.
Bei Verwendung muss ausdrücklich und explizit auf die Quelle hingewiesen werden.
Alle Rechte, einschließlich der Vervielfältigung, Veröffentlichung, Bearbeitung und Übersetzung, bleiben vorbehalten (Prof. Dr. Alexander Schnell)

Die Phänomenologie wird in den letzten Jahrzehnten von vier theoretischen Konstellationen herausgefordert, die auf unterschiedliche Weise ihren transzendentalen Anspruch infrage stellen: von der Neurophänomenologie, vom spekulativen Realismus, von der kritischen Phänomenologie und von einer philosophischen Deutung künstlicher Intelligenz, der zufolge Sinn aus statistisch rekonstruierbaren Kontextrelationen hervorgeht. Diese vier Positionen dürfen nicht vorschnell auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden. Sie unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Gegenstände, Methoden und philosophischen Ambitionen erheblich. Dennoch verbindet sie eine Tendenz zur Enttranszendentalisierung der Sinnbildung. Die Neurophänomenologie naturalisiert, positiviert und psychologisiert die transzendentale Genesis des Sinns; der spekulative Realismus versucht, den korrelationalen Bezug von Sein und Denken zugunsten eines Zugangs zum subjektunabhängigen Sein zu überschreiten; die kritische Phänomenologie bindet die phänomenologische Beschreibung an eine transformative politische Praxis; und die KI-theoretische Position operationalisiert Sinn als statistisch erzeugbare sprachliche Kontextleistung. Ein transzendentalphänomenologischer Ansatz kann diesen Herausforderungen begegnen, indem er sich für einen nichtnaturalistischen Enaktivismus, für einen genetisch verstandenen Korrelationismus, für den theoretischen Eigenwert der phänomenologischen Beschreibung und für eine generative, meontisch fundierte Auffassung der Sinnbildung ausspricht.

Die Grundintuition dieses Ansatzes besteht darin, dass Sinn weder aus einer bereits fertigen Welt noch aus vorhandenen sozialen Strukturen, neuronalen Prozessen oder empirisch registrierbaren Sprachoperationen abgeleitet werden kann. Er ist vielmehr auf eine Genesis zurückzuführen, innerhalb deren Subjektivität, Welt und Sinn überhaupt erst als unterscheidbare und aufeinander bezogene Momente hervorgehen. Die transzendentale Frage wird damit über eine bloße Analyse von Möglichkeitsbedingungen hinausgeführt. Sie lautet nicht mehr nur, unter welchen Bedingungen Gegenständlichkeit möglich ist, sondern auch, wie die Differenzen von Subjekt und Objekt, Sinn und Sein, Erscheinung und Welt entstehen. Transzendentale Phänomenologie wird auf diese Weise zu einer genetisch-meontischen Transzendentalphilosophie.

Dabei ist zu beachten, dass diese Abgrenzungen nicht den Wert der von den vier Positionen erschlossenen Phänomenbereiche bestreiten. Es geht weder darum, die Bedeutung neuronaler Prozesse zu leugnen, noch die Unabhängigkeit der Realität, die Wirksamkeit gesellschaftlicher Machtverhältnisse oder die erstaunlichen Leistungen künstlicher Intelligenz in Abrede zu stellen. Strittig ist vielmehr der jeweilige philosophische Erklärungsanspruch. Die transzendentale Frage lautet nicht einfach, welche Prozesse faktisch stattfinden, sondern wie etwas überhaupt als neuronaler Prozess, als subjektunabhängiges Sein, als gesellschaftliches Machtverhältnis oder als semantisch relevante Sprachleistung erscheinen und Geltung beanspruchen kann. Sie richtet sich auf die Genesis der Bestimmtheit und nicht nur auf die Beziehungen zwischen bereits bestimmten Entitäten.

Der gemeinsame Nenner der transzendentalphänomenologischen Kritik lässt sich daher in dem Satz zusammenfassen, dass keine positive Gegebenheit ihre eigene Sinnhaftigkeit erklärt. Weder eine subjektunabhängige Realität noch gesellschaftliche Machtverhältnisse, neuronale Dynamiken oder Sprachkorpora können als fertige Erklärungsgründe fungieren. Es bleibt stets zu fragen, wie sie überhaupt als Realität, Machtverhältnis, neuronaler Prozess oder semantischer Kontext erscheinen und verständlich werden können. Die transzendentale Phänomenologie verteidigt in diesem Sinne keine abgeschlossene Bewusstseinsimmanenz. Sie untersucht vielmehr die Genese jener Korrelation, innerhalb deren Subjektivität, Welt, Leib, Sprache und Sinn erst als bestimmte Momente hervortreten. Nicht die statisch aufgefasste Korrelation bildet dabei das Letzte, sondern das Geschehen, in dem die Pole der Korrelation hervorgehen.

Neurophänomenologie und die Positivierung der Sinnbildung

Die Neurophänomenologie ist historisch eng mit dem enaktivistischen Programm Francisco Varelas verbunden. Ihr Ausgangspunkt ist die berechtigte Kritik an einer rein objektivistischen Neurowissenschaft, die subjektives Erleben entweder ausklammert oder auf neuronale Zustände reduziert. Die Neurophänomenologie will deshalb phänomenologisch geschulte Beschreibungen des Erlebens mit neurowissenschaftlichen Untersuchungen verbinden. Erste-Person-Beschreibungen und Dritte-Person-Messungen sollen sich wechselseitig beschränken, korrigieren und präzisieren. Phänomenologische Analysen liefern differenzierte Beschreibungen von Aufmerksamkeit, Zeitbewusstsein, Affektivität oder Leiblichkeit; neurowissenschaftliche Untersuchungen identifizieren die mit diesen Erlebnisstrukturen verbundenen neuronalen Dynamiken. Die Neurophänomenologie versteht sich daher nicht notwendig als eliminativer Reduktionismus. Sie will das phänomenale Erleben nicht beseitigen, sondern ihm innerhalb der empirischen Bewusstseinsforschung einen methodisch kontrollierten Status verleihen.
Gerade in dieser methodischen Integration liegt jedoch aus transzendentalphänomenologischer Sicht das Problem. Die Phänomenologie wird dabei tendenziell in eine verfeinerte empirische Psychologie der Ersten-Person-Perspektive verwandelt. Das Erleben erscheint als ein Datenfeld, das durch Schulung der Aufmerksamkeit genauer erfasst und anschließend mit einem zweiten Datenfeld, den neuronalen Prozessen, korreliert werden kann. Die transzendentale Korrelation von Erscheinung und Erscheinendem, Subjektivität und Welt, wird so durch eine empirische Korrelation von Erlebnisberichten und Gehirnzuständen ersetzt. Aus der phänomenologischen Reflexion wird eine Methode zur Gewinnung besonders differenzierter Erlebnisdaten.
Diese Verschiebung kann als Positivierung bezeichnet werden, weil sie die transzendentale Sinnbildung als einen positiven Vorgang innerhalb der natürlichen Welt behandelt. Konstitution wird zur kognitiven Funktion, Genesis zum empirisch-zeitlichen Prozess, Leiblichkeit zur organismischen Verkörperung und Sinnbildung zur Leistung eines psychophysischen Systems. Das transzendentale Subjekt wird damit, ausdrücklich oder unausdrücklich, dem empirischen Menschen, dem Organismus oder dem Gehirn angenähert. Genau darin besteht der Psychologismus der Neurophänomenologie. Dieser Vorwurf besagt nicht einfach, dass sich die Neurophänomenologie mit psychischen Erlebnissen beschäftigt. Der eigentliche Psychologismus liegt vielmehr in der Verwechslung zweier grundsätzlich verschiedener Ebenen: Transzendentale Sinnbildung wird als Vorgang innerhalb eines empirischen Organismus interpretiert; transzendentale Subjektivität wird durch das verkörperte empirische Subjekt ersetzt; Konstitution von Gegenständlichkeit wird in Verarbeitung oder Enaktion von Umweltreizen übersetzt; Genesis von Geltung wird als zeitliche Entstehung kognitiver Zustände aufgefasst; der Leib als konstitutive Dimension wird mit dem biologischen

Organismus und die Zeitlichkeit als Bedingung des Erscheinens mit neuronaler oder psychologischer Zeitverarbeitung identifiziert.
Aus dem phänomenalen Vollzug wird auf diese Weise ein positives Datum. Die phänomenologische Beschreibung erscheint als verfeinerte Form des Erlebnisberichts. Das Erleben soll durch methodische Schulung, erhöhte Aufmerksamkeit und kontrollierte Selbstbeobachtung genauer zugänglich und intersubjektiv überprüfbar werden. Die phänomenologische Reflexion liefert so Daten, die anschließend mit neuronalen Messdaten in Beziehung gesetzt werden können. Die transzendentale Phänomenologie fragt jedoch nicht primär danach, was ein empirisches Subjekt erlebt. Sie fragt, wie die Differenzen zwischen Erleben und Erlebtem, Subjekt und Gegenstand, Innen und Außen, Eigenleib und Naturkörper überhaupt zustande kommen.
In ähnlicher Weise wird aus transzendentaler Genesis ein positiver zeitlicher Prozess. Neurophänomenologisch kann die Genesis des Sinns beispielsweise als neuronaler Synchronisationsprozess, als dynamische Systemkopplung, als organismische Selbstregulation oder als zeitliche Integration sensorischer Informationen gedeutet werden. Damit wird eine transzendentale Sinnbedingung in ein kausal oder funktional beschreibbares Geschehen übersetzt. Die transzendentale Genesis ist jedoch nicht einfach ein früher Abschnitt innerhalb einer empirischen Prozesskette. Sie betrifft die Möglichkeit, einen Vorgang überhaupt als Prozess, als Kausalzusammenhang, als neuronale Dynamik oder als zeitliche Integration bestimmen zu können.
Entsprechend wird aus Konstitution eine Funktion des kognitiven Systems. Wenn gesagt wird, ein Gehirn oder ein verkörpertes System „konstituiere“ seine Umwelt, indem es sensorische Informationen integriert und handlungsrelevante Muster erzeugt, wird der Konstitutionsbegriff in einem empirisch-funktionalen Sinn verwendet. Das ist als Forschungsprogramm legitim. Es darf aber nicht mit der transzendentalen Bedeutung von Konstitution gleichgesetzt werden. Transzendentalphänomenologisch bezeichnet Konstitution nicht die kausale Herstellung eines Gegenstandes durch ein empirisches Bewusstsein, sondern die Genesis seiner Erscheinungsweise, seiner Einheit, seiner Identität und seiner Geltung.
Die genetische Phänomenologie fragt somit nicht nur, wie ein bestimmter Bewusstseinszustand faktisch entsteht. Sie fragt nach der Genesis der Unterscheidungen, innerhalb deren überhaupt von einem Bewusstseinszustand, einem Gehirn, einem Körper, einem Messvorgang oder einer natürlichen Kausalität gesprochen werden kann. Das empirische Bewusstsein ist nicht das Subjekt der transzendentalen Konstitution, sondern selbst ein konstituierter Sinnzusammenhang. Ebenso wenig ist das empirische Gehirn der Ursprung des Sinns. Es kann nur innerhalb eines bereits eröffneten Sinnhorizonts als Organ, als neuronales System oder als Ursache kognitiver Leistungen identifiziert werden. Das Gehirn ist selbst ein erscheinender Gegenstand, dessen objektiver Sinn innerhalb wissenschaftlicher Praktiken, Messverfahren, Idealisierungen und theoretischer Horizonte konstituiert wird.
Das bedeutet keineswegs, dass das Gehirn nur eine subjektive Fiktion wäre oder dass neuronale Prozesse für das menschliche Erleben keine notwendige Bedeutung besäßen. Es bedeutet vielmehr, dass ihre empirische Wirksamkeit nicht mit der transzendentalen Genesis ihrer Gegenständlichkeit und Geltung identifiziert werden darf. Der leiblich-neuronale Vollzug kann eine notwendige Realisierungsdimension menschlicher Erfahrung darstellen, ohne deshalb deren transzendentaler Geltungsgrund zu sein. Das Gehirn „produziert“ Sinn nicht in derselben Weise, wie ein Organ eine physiologische Funktion erfüllt. Es gehört vielmehr zur faktischen Verkörperung eines Sinnvollzugs, dessen transzendentale Struktur nicht aus seiner neuronalen Realisierung abgeleitet werden kann.
Die von der Neurophänomenologie angenommene wechselseitige Beschränkung von Phänomenologie und Neurowissenschaft setzt tendenziell eine methodische Symmetrie beider Erkenntnisformen voraus. Phänomenologische Analysen sollen neurowissenschaftliche Modelle korrigieren, während neurowissenschaftliche Befunde phänomenologische

Beschreibungen korrigieren. Aus transzendentaler Sicht besteht jedoch eine grundlegende Asymmetrie. Die Neurowissenschaft untersucht einen bestimmten Bereich der erscheinenden Welt. Die transzendentale Phänomenologie untersucht dagegen die Bedingungen, unter denen überhaupt eine Welt erscheinen kann, Körper als natürliche Gegenstände bestimmbar werden, Messungen Evidenz beanspruchen, wissenschaftliche Modelle objektive Geltung erhalten und neuronale sowie phänomenale Daten unterschieden und aufeinander bezogen werden können.
Neurowissenschaftliche Ergebnisse können phänomenologische Beschreibungen empirisch anregen, korrigieren oder irritieren. Sie können beispielsweise zeigen, dass subjektive Zeitverläufe nicht ohne Weiteres mit messbaren neuronalen Abläufen zusammenfallen. Sie können aber nicht aus eigener Kraft erklären, wie neuronale Zustände überhaupt als objektive, messbare und theoretisch deutbare Zustände erscheinen. Ein Gehirnscan kann aufweisen, dass eine bestimmte Erlebnisbeschreibung empirisch unvollständig oder unzuverlässig ist. Er kann jedoch nicht erklären, wie ein Gehirnscan als wissenschaftlicher Gegenstand, seine Daten als Evidenzen und seine Interpretation als wahrheitsfähige Aussage konstituiert werden. Empirische und transzendentale Aussagen besitzen unterschiedliche Geltungsfunktionen. Die Anerkennung dieser Differenz immunisiert die Phänomenologie nicht gegen die Wissenschaft, sondern verhindert einen Kategorienfehler.
Gerade deshalb muss der Enaktivismus von der neurophänomenologischen Positivierung unterschieden werden. Sein philosophisch produktives Motiv besteht darin, dass Organismus und Umwelt nicht als vollständig vorgegebene Entitäten verstanden werden, die erst nachträglich miteinander in Beziehung treten. Ein lebendiger Organismus begegnet nicht zunächst einer neutralen Welt, um sie anschließend intern zu repräsentieren. Durch seine leibliche Organisation und autonome Tätigkeit erschließt er vielmehr ein Feld von Relevanzen, Möglichkeiten, Gefahren, Widerständen, Nahrung und Handlungsgelegenheiten. Die Umwelt als sinnhaft gegliederte Umwelt entsteht im Vollzug des Lebens. Zugleich ist der Organismus nur innerhalb dieses Umweltverhältnisses das, was er ist. Beide Seiten bestimmen sich wechselseitig.
Das enaktive Verhältnis darf deshalb nicht als nachträgliche Verbindung zweier fertiger Größen verstanden werden. Die Relation liegt zwar nicht zeitlich vor den Relata wie ein geheimnisvolles Drittes; die Relata gewinnen aber erst innerhalb ihres Vollzugszusammenhangs ihre jeweilige Identität. Der Enaktivismus kann insofern als regionale Konkretisierung einer ontogonischen Phänomenologie verstanden werden. Er zeigt am Lebendigen, wie Selbst und Umwelt innerhalb eines operativen Verhältnisses ko-emergieren. Er dynamisiert die Korrelation, indem er die Vorgegebenheit ihrer Pole infrage stellt.
Der Enaktivismus wird jedoch problematisch, sobald diese Ko-Konstitution vollständig aus biologischer Selbstorganisation erklärt wird. Dann wird die Autopoiesis des Organismus zum positiven Grund der Sinnbildung. Biologische Relevanz und transzendentaler Sinn werden miteinander identifiziert. Sinn erschiene dann lediglich als Relevanzstruktur eines sich selbst erhaltenden Organismus: Gut wäre, was die Autopoiesis erhält, schlecht, was sie gefährdet. Eine solche Theorie erfasst zweifellos eine elementare Dimension von Bedeutsamkeit, erklärt aber noch nicht hinreichend Wahrheitsansprüche, ideale Gegenstände, Negation, Fiktion, historische Überlieferung, sprachliche Mehrdeutigkeit, ethische Verpflichtung und die Möglichkeit, gegen die eigene Selbsterhaltung zu handeln. Ein Mensch kann einen Wahrheitsanspruch anerkennen, obwohl dieser seinen unmittelbaren Interessen widerspricht; er kann sich für andere opfern, sein Lebensmilieu kritisieren und Möglichkeiten entwerfen, die innerhalb seiner gegenwärtigen Umwelt noch gar nicht vorgesehen sind. Sinnbildung überschreitet damit die bloße Selbsterhaltung eines organismischen Systems.
Eine transzendentale Aneignung des Enaktivismus muss daher an seiner Kritik vorgegebener Relata festhalten, ohne die Genesis des Sinns auf organismische Selbstorganisation zu reduzieren. Selbstorganisation erklärt die operative Geschlossenheit des Organismus, aber noch nicht die Offenheit, innerhalb deren etwas als etwas erscheinen kann. Der Enaktivismus ist ein

Verbündeter, insofern er die Vorgängigkeit des Vollzugszusammenhangs gegenüber den fertigen Relata sichtbar macht; er wird naturalistisch, sobald er diesen Zusammenhang auf biologische Prozesse reduziert. Die Neurophänomenologie stellt in diesem Sinne den eigentlichen Gegner dar, weil sie die vom Enaktivismus dynamisierte Korrelation erneut in einen positiven, empirisch erforschbaren Zusammenhang verwandelt. Pointiert formuliert: Der Enaktivismus dynamisiert die Korrelation, während die Neurophänomenologie diese Dynamik naturalisiert.

Spekulativer Realismus und die genetische Verteidigung der Korrelation

Der spekulative Realismus ist keine einheitliche Schule. Die Ansätze Quentin Meillassoux', Graham Harmans, Iain Hamilton Grants und Ray Brassiers unterscheiden sich erheblich. Gemeinsam ist ihnen jedoch die Kritik an einer philosophischen Tradition, die Sein nur in seiner Beziehung zum Denken, zur Sprache, zur Erfahrung oder zur menschlichen Existenz thematisiert. Meillassoux bezeichnet diese Tradition als Korrelationismus. Korrelationistisch sei jede Position, nach der wir niemals das Denken oder das Sein für sich, sondern immer nur ihre Korrelation erfassen könnten. Der spekulative Realismus will demgegenüber einen Zugang zu einer Realität eröffnen, die unabhängig davon besteht, ob sie gedacht, erfahren oder sprachlich erschlossen wird. Besonders zugespitzt erscheint diese Herausforderung im Hinweis auf anzestrale Tatsachen, also auf kosmische Ereignisse, die lange vor dem Auftreten menschlichen oder tierischen Lebens stattgefunden haben.
Die Stärke dieser Kritik liegt darin, dass sie eine mögliche Selbstabschließung der Transzendentalphilosophie sichtbar macht. Wenn Korrelation lediglich bedeutet, dass Sein auf das faktische menschliche Bewusstsein bezogen ist, entsteht tatsächlich ein anthropozentrischer Idealismus. Eine solche Position könnte nur schwer erklären, in welchem Sinne eine vormenschliche Erde, ein Universum ohne Beobachter oder eine radikal fremde Realität existieren können. Die transzendentale Phänomenologie muss deshalb deutlich machen, dass Korrelation nicht die kausale Abhängigkeit des Seienden vom menschlichen Bewusstsein bezeichnet. Sie behauptet nicht, dass die Welt erst zu existieren beginne, wenn sie von einem empirischen Subjekt wahrgenommen wird. Ihr Satz lautet vielmehr, dass jede philosophische Bestimmung von Sein notwendigerweise auf Bedingungen seiner Manifestation, Bestimmbarkeit und Ausweisbarkeit bezogen bleibt.
Der spekulative Realismus möchte das Sein jenseits der Korrelation denken. Doch sobald er dieses Sein als absolut, kontingent, materiell, mathematisierbar, prozessual oder objektartig bestimmt, nimmt er selbst Sinnbestimmungen in Anspruch. Seine Aussagen über ein subjektunabhängiges Sein sind nicht ihrerseits subjektunabhängig. Sie erheben einen Anspruch auf Einsichtigkeit und Wahrheit und bewegen sich damit innerhalb eines Feldes von Manifestation und Geltung. Die transzendentale Kritik bestreitet deshalb nicht die Realität eines An-sich, sondern fragt, wie der Sinn eines solchen An-sich gebildet und gerechtfertigt wird. Sie verwechselt nicht den Gegenstand einer Aussage mit den Geltungsbedingungen, unter denen diese Aussage verständlich und wahrheitsfähig ist.
Der zu verteidigende Korrelationismus darf allerdings nicht statisch bleiben. Der Begriff der Korrelation suggeriert zunächst zwei Pole: Subjekt und Objekt, Bewusstsein und Welt, Noesis und Noema, Organismus und Umwelt. Selbst wenn diese Pole nur in ihrer Beziehung verständlich sein sollen, besteht die Gefahr, dass sie als bereits bestimmte Größen vorausgesetzt werden. Eine radikal genetische Phänomenologie muss deshalb von der Korrelation zur Korrelativierung übergehen. Korrelativierung bezeichnet nicht eine nachträgliche Verbindung, sondern das Geschehen, in dem überhaupt erst ein Erscheinendes, ein Erscheinen, ein Adressat des Erscheinens und ein Horizont des Erscheinens unterschieden werden.
Die ursprüngliche Frage lautet dann nicht mehr nur, wie Subjekt und Objekt miteinander korreliert sind. Sie lautet vielmehr, wie es überhaupt zur Differenz von Subjekt und Objekt

kommt und wie diese Differenz ihre Bestimmtheit gewinnt. Damit wird die transzendentale Phänomenologie ontogonisch. Sie untersucht nicht nur die Bedingungen der Erkenntnis von Seiendem, sondern die Genesis des Sinnes von Sein und Seiendem. Die Korrelation ist kein Gefängnis, in das ein bereits existierendes Subjekt eingeschlossen wäre. Sie bezeichnet das Genesisgeschehen, in dem Erscheinendes, Erscheinen, Subjektivität und Welthorizont voneinander unterschieden und aufeinander bezogen werden.
Ein solcher genetischer Korrelationismus ist nicht subjektivistisch, weil auch die Subjektivität aus der Korrelativierung hervorgeht. Das transzendentale Subjekt ist kein fertiges Inneres, das einer äußeren Welt seine Formen auferlegt. Es ist ein Moment des Sich-Bildens von Sinn und Welt. Weder das Subjekt noch die Welt fungieren als letzter Grund. Beide sind Ausgliederungen einer ursprünglicheren Genesis, die nicht mehr als Verhältnis zwischen bereits bestehenden Entitäten gedacht werden darf.
Zugleich bleibt der Realitätsüberschuss gewahrt. Das Erscheinende erschöpft sich nicht in seiner aktuellen Erscheinung, sondern entzieht sich, widersteht und eröffnet neue Erscheinungsweisen. Gerade die Korrelation macht diesen Entzug verständlich. Nur innerhalb eines Erscheinungsgeschehens kann etwas als nicht vollständig erscheinend, als fremd, widerständig oder unabhängig erfahren werden. Die Unabhängigkeit der Realität ist deshalb nicht notwendig ein Argument gegen die Korrelation. Sie ist selbst ein innerhalb der Korrelation ausweisbarer Sinn. Korrelation bedeutet nicht die restlose Auflösung der Realität in ihre Gegebenheitsweise, sondern schließt den Entzug und die Nicht-Erschöpfbarkeit des Erscheinenden ein.
Der spekulative Realismus wird aus dieser Sicht dort dogmatisch, wo er das Subjektunabhängige als bereits bestimmt behandelt und dabei die Genesis seiner Bestimmbarkeit überspringt. Die transzendentale Antwort besteht nicht darin, das Sein in Bewusstsein aufzulösen, sondern die Alternative zwischen subjektiver Konstruktion und fertig vorliegendem Ansichsein zu unterlaufen. Weder Subjekt noch Objekt bilden den letzten Grund. Primär ist das Geschehen ihrer Differenzierung und Bezogenheit. Der spekulative Realismus kritisiert zu Recht einen statischen, anthropozentrischen Korrelationismus. Die genetische Transzendentalphänomenologie nimmt diese Kritik auf, indem sie die Korrelation selbst genetisiert, ohne den Bezug auf Manifestation und Geltung preiszugeben.

Kritische Phänomenologie und der theoretische Sinn der Beschreibung

Die kritische Phänomenologie richtet sich auf die sozialen, politischen, historischen und institutionellen Bedingungen der Erfahrung. Sie untersucht, wie Machtverhältnisse, Rassifizierung, Geschlechterordnungen, ökonomische Ungleichheiten, Kolonialität und normative Vorstellungen von Normalität die Weise prägen, in der Menschen sich selbst, andere und ihre Welt erfahren. Ihre entscheidende Einsicht besteht darin, dass Erfahrung nicht in einem sozial neutralen Raum stattfindet. Wahrnehmung, Leiblichkeit, Affektivität, Bewegungsmöglichkeiten und soziale Sichtbarkeit sind durch sedimentierte Ordnungen strukturiert. Die kritische Phänomenologie erweitert damit den phänomenologischen Begriff der Konstitution um die Analyse gesellschaftlicher Macht.
In ihrer stärkeren programmatischen Fassung begnügt sie sich jedoch nicht mit der Beschreibung dieser Verhältnisse. Phänomenologische Beschreibung soll selbst transformativ werden. Sie soll marginalisierte Erfahrungen sichtbar machen, herrschende Normalitätsordnungen aufbrechen und zur Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse beitragen. Die Deskription erhält damit eine politische und normative Funktion. Ihr Erfolg bemisst sich nicht allein an theoretischer Ausweisung, sondern auch an ihrer Fähigkeit, neue Wahrnehmungs-, Handlungs- und Lebensmöglichkeiten zu eröffnen.
Eine transzendentale Phänomenologie muss die Einsicht in die soziale Sedimentierung der Erfahrung anerkennen. Gesellschaftliche Ordnungen sind nicht bloß äußerliche Zusätze zu

einer bereits fertig konstituierten Subjektivität. Sie wirken an der Bildung von Selbstverhältnissen, Wahrnehmungshorizonten und leiblichen Möglichkeiten mit. Insofern kann kritische Phänomenologie als eine Form genetischer Analyse verstanden werden. Sie macht sichtbar, wie gesellschaftliche Institutionen und historische Ordnungen an der Konstitution dessen beteiligt sind, was als normal, sichtbar, möglich oder wirklich erscheint. Problematisch wird sie jedoch dort, wo die politische Transformation zum methodischen Telos der Beschreibung und zum Kriterium ihrer Wahrheit wird. Dann droht die Differenz zwischen theoretischer Ausweisung und praktischer Intervention verloren zu gehen.

Die transzendentalphänomenologische Beschreibung ist theoretisch nicht im Sinne einer unbeteiligten Betrachtung von außen. Die phänomenologische Reduktion verändert den Blick des Forschenden und kann bestehende Selbstverständlichkeiten erschüttern. Theorie bedeutet hier weder politische Neutralität noch die Abwesenheit praktischer Folgen. Theoretisch ist die Beschreibung vielmehr insofern, als ihr primäres Ziel die Explikation von Erscheinungs-, Sinn- und Geltungsbedingungen ist. Ihre Wahrheit hängt nicht davon ab, ob sie eine erwünschte politische Wirkung erzielt. Eine politisch emanzipatorische Beschreibung kann phänomenologisch unzureichend sein; umgekehrt kann eine phänomenologisch zutreffende Analyse politisch unbequem bleiben. Politische Wirksamkeit und theoretische Geltung müssen aufeinander bezogen werden können, dürfen aber nicht miteinander identifiziert werden.

Gegen eine transformative Auffassung der Beschreibung ist außerdem einzuwenden, dass Transformation immer bereits normative Maßstäbe voraussetzt. Wer gesellschaftliche Verhältnisse verändern will, muss angeben können, warum eine bestimmte Veränderung gerechter, freier oder weniger gewaltsam ist. Diese normative Begründung kann nicht allein aus der Beschreibung einer Erfahrung hervorgehen. Wird die Phänomenologie unmittelbar politisch-militant, besteht die Gefahr, dass ihre Beschreibungen von vorgängigen politischen Zielsetzungen gesteuert werden. Die Phänomenologie würde dann nicht mehr ausschließlich untersuchen, wie etwas erscheint und wie sich der Sinn dieses Erscheinens bildet, sondern danach fragen, wie es beschrieben werden muss, damit die Beschreibung eine gewünschte transformative Funktion erfüllt.

Der transzendentale Ansatz verteidigt demgegenüber die relative Autonomie der Theorie. Er leugnet nicht, dass Theorie praktische Konsequenzen haben kann oder dass gesellschaftliche Situationen die philosophische Problemstellung prägen. Er besteht jedoch darauf, dass die theoretische Analyse nicht auf ihre politische Funktion reduziert werden darf. Die Phänomenologie kann die Konstitution gesellschaftlicher Evidenzen, die Sedimentierung von Herrschaft und die Einschränkung von Erscheinungsmöglichkeiten analysieren. Gerade dadurch kann sie Kritik ermöglichen. Aber Kritik ist eine mögliche Konsequenz der theoretischen Aufklärung und nicht deren vorgängig festgelegter Zweck. Die Beschreibung kann transformieren; sie darf jedoch nicht ausschließlich um der Transformation willen beschreiben.

Die kritische Phänomenologie droht außerdem, gesellschaftliche Machtstrukturen zu positiven Letztgründen der Erfahrung zu erheben. Wenn sämtliche Erscheinungsweisen aus Macht, Diskurs oder sozialer Positionierung erklärt werden, bleibt ungeklärt, wie Machtverhältnisse selbst erscheinen, als Macht identifiziert und hinsichtlich ihrer Geltung beurteilt werden können. Auch gesellschaftliche Strukturen sind keine völlig fertigen Gegebenheiten. Sie sind geschichtlich sedimentierte Sinnordnungen, deren Wirksamkeit, Erscheinungsweise und Reproduktion genetisch zu analysieren sind. Die transzendentale Phänomenologie bestreitet daher nicht die konstitutive Bedeutung des Sozialen, sondern wendet sich gegen dessen Verabsolutierung zum positiven Grund jeder Sinnbildung.

Künstliche Intelligenz und die statistische Sinnstiftung

Die Herausforderung durch künstliche Intelligenz betrifft weniger die Technik als solche als eine philosophische Deutung ihrer Leistungen. Insbesondere große Sprachmodelle zeigen, dass semantisch angemessen wirkende Texte erzeugt werden können, ohne dass ihnen ein menschliches Bewusstsein, eine leibliche Perspektive oder eine explizite Repräsentation der Welt zugrunde liegen muss. Sprachliche Einheiten werden aufgrund statistisch modellierter Kontextbeziehungen verarbeitet. Bedeutung erscheint dabei nicht als innerer geistiger Gehalt, sondern als Funktion der Position, die ein Ausdruck innerhalb eines komplexen Netzes sprachlicher Relationen einnimmt. Die technische Leistungsfähigkeit solcher Systeme scheint daher eine distributionalistische These zu bestätigen: Der Sinn eines Ausdrucks zeigt sich in den Kontexten seines Gebrauchs.
Diese Position ist philosophisch ernst zu nehmen. Sprachmodelle reproduzieren nicht einfach fertige Sätze. Sie können neue sprachliche Kombinationen erzeugen, längere Kontexte berücksichtigen, Stile variieren, Analogien bilden und auf semantisch strukturierte Weise reagieren. Ihre Leistungen sind weder durch bloße Zufälligkeit noch durch einen simplen Abruf gespeicherter Textfragmente hinreichend erklärt. Sie zeigen, wie weit sprachliche Kohärenz aus differentiellen und statistischen Relationen hervorgehen kann. Damit stellen sie sowohl intentionalistische als auch anthropozentrische Bedeutungstheorien infrage.
Aus der funktionalen Erzeugbarkeit semantisch angemessener Sprache folgt jedoch nicht, dass die Genesis von Sinn vollständig erklärt wäre. Hier ist zwischen sprachlicher Performanz und transzendentaler Sinnbildung zu unterscheiden. Ein Modell kann sprachliche Kontexte berechnen und fortsetzen, weil Trainingskorpora, Tokenisierungen, Optimierungsziele, technische Architekturen und menschliche Gebrauchssituationen bereits einen Raum semantischer Relevanz erschlossen haben. Die statistische Operation findet nicht in einer sinnfreien Leere statt. Die Auswahl der Daten, die Abgrenzung sprachlicher Einheiten, die Bewertung von Antworten und die Einbettung des Systems in kommunikative Praktiken setzen Sinnunterscheidungen voraus.
Die philosophisch problematische These lautet daher nicht, dass künstliche Intelligenz statistische Verfahren verwendet, sondern dass Sinn mit statistisch erzeugbarer Kontextangemessenheit identisch sei. Diese Identifikation verwechselt die operative Reproduktion oder Transformation von Sinnrelationen mit der Genesis ihrer Sinnhaftigkeit. Ein Sprachmodell kann regelgerecht auf eine Negation reagieren; damit ist noch nicht erklärt, wie Negativität als Sinnform entsteht. Es kann Wahrheitsansprüche sprachlich markieren; damit ist noch nicht erklärt, was die Geltung eines Wahrheitsanspruchs ausmacht. Es kann über Abwesendes, Fiktives oder Mögliches sprechen; damit ist noch nicht geklärt, wie Abwesenheit, Fiktion und Möglichkeit als Sinnmodi konstituiert werden.
Die transzendentale Gegenposition darf sich dabei nicht auf die Behauptung zurückziehen, nur ein menschliches Innenleben könne Bedeutung garantieren. Das wäre erneut ein Psychologismus. Die generative Sinnbildung ist nicht der Besitz eines empirischen Ichs und nicht notwendig an die aktuelle Selbstpräsenz eines Bewusstseins gebunden. Gerade Derridas Analysen von Differenz, Spur und Iterabilität zeigen, dass Sinn sich nur bilden kann, indem er sich von seinem Ursprung ablöst, wiederholbar wird und in neuen Kontexten transformiert werden kann. Künstliche Intelligenz macht diese Exteriorität und Wiederholbarkeit des Sinns in radikaler Weise sichtbar. Sie widerlegt jedoch nicht die transzendentale Frage nach der Genesis des Feldes, innerhalb dessen Zeichen überhaupt wiederholbar, unterscheidbar und kontextuell relevant werden.
Der Begriff der generativen Sinnbildung bezeichnet deshalb mehr als die technische Erzeugung neuer Zeichenfolgen. „Generativ“ meint hier die Entstehung von Bestimmtheit selbst. Es geht nicht nur darum, aus gegebenen Elementen neue Kombinationen zu bilden, sondern darum, wie etwas überhaupt als Element, Differenz, Kontext und Bedeutungseinheit hervortritt. Statistische

Generierung setzt einen Raum möglicher Beziehungen voraus; transzendentale Genesis fragt nach der Eröffnung dieses Raumes. Der entscheidende Unterschied liegt daher nicht zwischen Reproduktion und technischer Innovation, sondern zwischen einer Variation innerhalb eines bereits eröffneten Sinnfeldes und der Genesis der Sinnhaftigkeit dieses Feldes.
Diese Genesis ist meontisch, weil sie nicht aus einem bereits bestimmten Seienden abgeleitet werden kann. Würde Sinn durch Bewusstsein erklärt, Bewusstsein durch Leben, Leben durch Selbstorganisation, Selbstorganisation durch materielle Prozesse und materielle Prozesse durch Naturgesetze, so würde auf jeder Stufe die entscheidende Frage lediglich verschoben. Es bliebe zu klären, wie diese Prozesse überhaupt als bestimmte Prozesse erscheinen und verständlich werden können. Die empirische Rekonstruktion einer Entstehungsgeschichte ist nicht mit der transzendentalen Explikation von Sinnkonstitution identisch. Die Frage, wie ein bestimmtes System zeitlich und kausal entstanden ist, unterscheidet sich von der Frage, wie etwas überhaupt als bestimmtes System erscheinen kann. Die Frage nach den Strukturen, die ein System reproduzieren, unterscheidet sich von der Frage, wie eine Struktur als identische Struktur ausweisbar ist. Und die Frage, welche Funktion ein Vorgang erfüllt, setzt bereits die Sinnform des Funktionierens von etwas für etwas voraus.
Das Meontische bezeichnet dabei weder ein positives Nichts noch einen leeren Behälter oder eine negative Substanz. Es bezeichnet vielmehr die Nicht-Seiendheit des Ursprungs. Der Ursprung des Sinns kann nicht selbst ein sinnhaft bestimmtes Seiendes unter anderen sein. Das Nichts ist daher kein Fundament im gewöhnlichen Sinne. Es bezeichnet die Entgründung jedes positiven Fundaments. Genesis ist nicht die Wirkung einer verborgenen Ursprungsentität, sondern das Hervorgehen von Bestimmtheit aus einer nicht gegenständlich bestimmbaren Ursprünglichkeit. Der Grund des Erscheinens erscheint nicht in derselben Weise wie das Erscheinende.
Fichte, Fink und Derrida eröffnen unterschiedliche Zugänge zu diesem Gedanken. Bei Fichte ist das Prinzip nicht als vorhandene Substanz, sondern als Tätigkeit, Vollzug und Genesis zu denken. Bei Fink kann die transzendentale beziehungsweise kosmologische Herkunft von Welt und Erscheinung nicht durch ein innerweltlich Seiendes begründet werden; sie verlangt eine meontische Entgründung. Bei Derrida erweist sich jeder Ursprung als durch Differenz, Spur und Aufschub strukturiert, sodass Sinn niemals in reiner Selbstgegenwart aufgeht. Diese Ansätze sind nicht deckungsgleich. Gemeinsam ist ihnen jedoch die Kritik an der Vorstellung eines positiven, vollständig gegenwärtigen Ursprungs.
Die meontische Genesis muss deshalb konsequent verbal und nicht substantialistisch gedacht werden. Spricht man von „der Genesis“, die Subjekt und Welt hervorbringe, droht Genesis selbst zu einer metaphysischen Ursubstanz oder zu einem neuen Namen für das Absolute zu werden. Um diese Gefahr zu vermeiden, ist nicht eine Genesis als Entität, sondern ein Sich-Genetisieren zu denken; nicht ein vorhandener Ursprung, sondern Ursprünglichkeit als Entspringen; nicht ein positiver Grund, sondern eine Gründung, die zugleich Entgründung ist. Genesis erzeugt nicht nur Identität, sondern zugleich Differenz, Aufschub, Nichtdeckung, Überschuss, Wiederholbarkeit und Entzug. Sinn ist weder fertig vorhanden noch restlos im Vollzug präsent. Er entsteht nur, indem er wiederholbar, übertragbar und veränderbar wird. Genesis lässt sich daher als Hervorbringung von Bestimmtheit verstehen, die ihren Ursprung niemals vollständig in der hervorgebrachten Bestimmtheit gegenwärtig machen kann.
Künstliche Intelligenz kann an menschlich-technischen Sinnbildungsprozessen teilnehmen, bestehende Sinnstrukturen transformieren und unerwartete semantische Möglichkeiten eröffnen. Sie ist deshalb nicht einfach sinnlos. Doch ihre semantische Produktivität darf nicht mit einer autonomen transzendentalen Sinnstiftung gleichgesetzt werden. Die philosophisch entscheidende Frage lautet nicht nur, ob ein System sinnvolle Äußerungen hervorbringt, sondern wie der Sinnhorizont entsteht, innerhalb dessen seine Äußerungen überhaupt als sinnvoll oder sinnlos, wahr oder falsch, angemessen oder unangemessen beurteilt werden

können. Die Statistik kann Beziehungen innerhalb eines Sinnraumes modellieren; sie erklärt nicht aus sich selbst die ursprüngliche Eröffnung dieses Raumes.

Genetischer Positivismus und Ontologie des Fertigseins

Die vier Herausforderungen lassen sich vor diesem Hintergrund als unterschiedliche Formen eines genetischen Positivismus verstehen. Ein solcher Positivismus erkennt durchaus an, dass etwas entsteht, fragt aber nicht radikal genug, wie dasjenige, aus dem er die Entstehung erklärt, selbst seine Bestimmtheit und Verständlichkeit erhält. Er nimmt an, Genesis könne vollständig aus positiven, bereits bestimmten Prozessen erklärt werden: aus neuronalen Vorgängen, materieller Selbstorganisation, evolutionärer Selektion, sozialen Machtstrukturen, statistischen Sprachrelationen oder kosmologischen Tatsachen. Dabei verwechselt er die empirische Rekonstruktion von Entstehungsprozessen mit der transzendentalen Explikation der Sinnkonstitution.
Der spekulative Realismus behandelt das an sich bestehende Sein als einen positiven Grund, der die Korrelation trägt oder überschreitet. Die kritische Phänomenologie läuft Gefahr, gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse zur letzten Erklärung der Erfahrungsordnung zu machen, ohne stets die Erscheinungs- und Geltungsweise dieser Verhältnisse selbst aufzuklären. Die KI-theoretische Position erklärt Sinn durch statistische Sprachrelationen, obwohl schon die Identifikation eines sprachlichen Vorkommnisses als semantisch relevant Sinnunterscheidungen voraussetzt. Die Neurophänomenologie führt Sinnbildung auf neuronale Dynamik oder organismische Selbstorganisation zurück, obwohl die Bestimmung eines Prozesses als Gehirnaktivität, Leben, Selbstorganisation oder Normativität bereits einen Auslegungshorizont voraussetzt.
Der einheitliche Gegner ist deshalb nicht die Realität, die Gesellschaft, die Technik oder das Leben. Er besteht in deren Verabsolutierung zu positiven Letztgründen. Man kann diese Denkform als Positivismus der Vorgegebenheit oder, noch grundsätzlicher, als Ontologie des Fertigseins bezeichnen. Sie geht davon aus, dass die Welt aus bereits bestimmten Einheiten besteht und Genesis lediglich deren kausale Kombination, Transformation oder Rekonfiguration bezeichnet. Ihr Grundfehler besteht darin, ein bereits konstituiertes Moment zum Grund der Konstitution zu machen. Das Konstituierte soll die Konstitution erklären.
Die transzendentalphänomenologische Gegenposition lässt sich demgegenüber als meontische Ontogonie verstehen. Die Bestimmtheit der Einheiten, ihre Unterscheidbarkeit und ihre Beziehungen müssen aus einem Genesisgeschehen verstanden werden, das nicht auf eine weitere positive Einheit zurückgeführt werden kann. Dies bedeutet nicht, empirische, soziale, technische oder naturwissenschaftliche Erklärungen für ungültig zu erklären. Die transzendentale Genesis konkurriert nicht unmittelbar mit ihnen. Sie legt vielmehr offen, welche Sinn- und Geltungsbedingungen sie voraussetzen. Empirische Erklärungen beantworten die Frage, wie ein bestimmtes System faktisch entstanden ist, welche kausalen Prozesse zu ihm geführt haben, welche Strukturen es reproduzieren und welche Funktionen es erfüllt. Die transzendentale Phänomenologie fragt demgegenüber, wie etwas überhaupt als bestimmtes System, als kausaler Prozess, als identische Struktur oder als Funktion von etwas erscheinen kann.

Die Phänomenologie als performative Rekonstruktion der Sinnbildung

Eine transzendental-genetische Phänomenologie wäre weder bloße Bewusstseinsanalyse noch empirische Entstehungstheorie. Sie wäre eine performative Rekonstruktion der Sinnbildung. Das bedeutet, dass die Phänomenologie die Genesis nicht von außen wie einen vorhandenen Gegenstand betrachtet. Sie vollzieht in der Reflexion die Bewegung nach, durch die ein als

selbstverständlich geltender Sinn auf seine Bedingungen und schließlich auf seine Nichtselbstverständlichkeit zurückgeführt wird.
Die phänomenologische Reduktion ist in diesem Sinne keine Abwendung von der Welt, sondern eine Entpositivierung. Das vermeintlich Selbstverständliche wird zunächst seiner unmittelbaren Geltung enthoben. Anschließend werden seine konstitutiven Voraussetzungen freigelegt. Diese Voraussetzungen dürfen jedoch nicht ihrerseits als letzte positive Gründe festgehalten werden, sondern müssen erneut genetisiert werden. Der transzendentale Rückgang endet deshalb nicht bei einem gegebenen Bewusstsein, einem Organismus, einem neuronalen Prozess, einer gesellschaftlichen Struktur oder einer sprachlichen Differenz. Er führt zur meontischen Offenheit des Sinnwerdens.
Das theoretische Ziel besteht somit nicht darin, eine letzte Entität zu entdecken. Es besteht darin, die Unmöglichkeit einer letzten positiven Entität methodisch einsichtig zu machen. Der transzendentale Grund ist kein vorhandener Gegenstand hinter den Erscheinungen. Er bezeichnet den Vollzug, in dem Bestimmtheit, Differenz und Geltung hervorgehen, ohne dass dieser Vollzug selbst vollständig in eine positive Bestimmtheit überführt werden könnte. Eben darin liegt die Verbindung von genetischer, meontischer und ontogonischer Phänomenologie.
Die vier Herausforderungen erhalten vor diesem Hintergrund einen präzisen systematischen Ort. Die Neurophänomenologie enttranszendentalisiert die Genesis, indem sie sie psychologisch und neuronal operationalisiert. Der spekulative Realismus enttranszendentalisiert das Sein, indem er dessen Sinn von den Bedingungen der Manifestation ablösen möchte. Die transformative kritische Phänomenologie enttranszendentalisiert die Beschreibung, indem sie deren theoretischen Sinn auf politische Intervention zuspitzt. Die KI-theoretische Position enttranszendentalisiert die Semantik, indem sie Sinn als funktional-statistisch rekonstruierbare Kontextleistung auffasst. In allen vier Fällen droht ein bereits konstituierter Bereich an die Stelle der transzendentalen Sinnbildung zu treten.
Der transzendentalphänomenologische Gegenentwurf besteht demgegenüber aus vier zusammengehörigen Entscheidungen. Sein Enaktivismus hält daran fest, dass Subjekt und Welt, Organismus und Umwelt nicht als fertige Relata vorausgesetzt werden dürfen, sondern aus einem operativen Zusammenhang hervorgehen. Sein Korrelationismus behauptet nicht die Abhängigkeit der Realität vom Menschen, sondern die Unablösbarkeit jeder Seinsbestimmung von den Bedingungen ihrer Manifestation und Geltung. Sein Begriff theoretischer Beschreibung wahrt die Differenz zwischen Wahrheitsausweisung und politischer Transformation, ohne die gesellschaftliche Situiertheit der Erfahrung zu leugnen. Seine generativ-meontische Sinnlehre unterscheidet die ursprüngliche Genesis von Bestimmtheit von der statistischen Verarbeitung und Rekombination bereits erschlossener Sinnrelationen.
Dieser Ansatz lässt sich abschließend folgendermaßen verdichten: Die transzendentale Phänomenologie untersucht nicht lediglich eine statische Korrelation zwischen Subjekt und Welt, sondern die genetische Korrelativierung, in der beide als unterscheidbare und aufeinander bezogene Pole hervorgehen. Diese Korrelativierung ist enaktiv, sofern sie sich als operativer und leiblicher Vollzug konkretisiert; sie ist ontogonisch, sofern in ihr der Sinn von Sein und Welt entsteht; sie ist korrelationistisch, sofern Sein niemals unabhängig von den Bedingungen seiner Manifestation philosophisch bestimmt werden kann; sie ist theoretisch, sofern die Ausweisung ihrer Strukturen nicht auf politische Transformation reduziert werden darf; und sie ist meontisch, sofern die Genesis des Sinns auf kein bereits konstituiertes Seiendes zurückgeführt werden kann.
Gegen die Neurophänomenologie wahrt sie die Differenz zwischen transzendentaler Genesis und empirischer Psychogenese. Neurophänomenologische Korrelationen betreffen bereits konstituierte Erlebnis- und Naturzusammenhänge; die genetisch-meontische Phänomenologie fragt nach der Korrelativierung, in der die Differenzen von Erlebnis und Natur, Leib und Körper, Erster- und Dritter-Person-Perspektive überhaupt erst entstehen. Gegen den spekulativen Realismus wahrt sie die Unhintergehbarkeit der Manifestation, ohne die Realität

auf subjektive Vorstellungen zu reduzieren. Gegen die transformative kritische Phänomenologie verteidigt sie die Eigenständigkeit theoretischer Wahrheit, ohne die gesellschaftliche Bedingtheit der Erfahrung zu leugnen. Gegen die statistische Semantik künstlicher Intelligenz hält sie an der Differenz zwischen der Verarbeitung gegebener Sinnrelationen und der ursprünglichen Bildung von Sinn fest.

Die Pointe dieser Position besteht nicht in einer Rückkehr zu einem souveränen, sich selbst vollständig gegenwärtigen Bewusstsein. Auch die Subjektivität ist kein positiver Ursprung, sondern geht aus einem meontisch zu denkenden Sinnbildungsgeschehen hervor. Nicht ein fertiges Subjekt konstituiert eine fertige Welt, und nicht eine fertige Welt verursacht ein fertiges Subjekt. Primär ist vielmehr das Sich-Genetisieren der Differenz, durch die Subjekt und Welt, Erscheinung und Sein, Leib und Natur, Zeichen und Bedeutung hervortreten. Die transzendentale Phänomenologie wird so zu einer radikalisierten Theorie der Genesis: zu einer Theorie jener Korrelativierung, die weder naturalistisch positiviert noch spekulativ übersprungen, weder politisch funktionalisiert noch statistisch operationalisiert werden kann.